



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Bilder aus der deutschen Vergangenheit : Seelenkämpfe eines Jünglings  
und sein Eintritt ins Kloster, 1510.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

auf die geistvolle und durchgreifende Kritik der Blittersdorffschen Ideen aufmerksam.

Zum Schluß möchten wir die Frage stellen, ob der Widerspruch zwischen unsern Ansichten und denen eines Mannes, dessen Wort für uns Autorität sein sollte, nicht bloß ein scheinbarer sein sollte. Geht es nicht mit dem specifischen Preußenthum wie mit jedem Nationalgefühl, welches in seinen Uebertreibungen lächerlich und verwerflich, in seinem Innern dennoch den Keim seiner Zukunft enthält? Ist das specifische Preußenthum wirklich dem deutschen Nationalgefühl feindselig? Man lese in Goethes Wahrheit und Dichtung, wie sein Vater, der wackere Reichstädter, wie er selbst von Preußen dachte. Männer wie Herrn von Ploto können wir noch immer gebrauchen; was schadet es, daß sie zugleich Junker sind? Die Schlacht bei Rossbach gehört doch zu unserm Nationalstolz, ja so seltsam es klingt, die Schlacht bei Leuthen gehört auch dazu. Was den specifischen Berliner betrifft, so denkt über ihn jeder nichtberlinische Preuße grade ebenso, wie der Sachse, der Schwabe u. s. w., und die gerlach'sche Partei ist, wie wir gezeigt, nichts weniger als preussisch. — Im gegenwärtigen Augenblick an eine Bundesreform zu denken, wäre eine Thorheit, und der Zeitpunkt mag noch sehr fern liegen, wo überhaupt daran gedacht werden kann. Ebendarum ist es wichtig, uns während dieser Muße, wo die Entwürfe feiern, über unsre Vorstellungen zu verständigen. Die schwarzweiße Fahne hat stets zur Ehre Deutschlands geweht, und alle Achtung vor der burschenschaftlichen Tricolore, eine Geschichte hat sie noch nicht.

### Bilder aus der deutschen Vergangenheit.

Seelenkämpfe eines Jünglings und sein Eintritt ins Kloster,

1510.

Die ungeheure Bewegung, welche am Anfange des 16. Jahrhunderts in die Seele des deutschen Volks kam und durch die Thätigkeit der Reformatoren geregelt und beherrscht wurde, übt noch jetzt, nach vierthalb Jahrhunderten, einen unwiderstehlichen Zauber auf jeden aus, der diese Vergangenheit näher betrachtet. Niemals, so lange das deutsche Volk lebt, hat sein innerstes Wesen sich so rein, so großartig und so rührend offenbart, als in dem Kampfe gegen den gemüthlosen Despotismus, welchen die römische Kirche damals ausübte. Alle schönen Eigenschaften unsres Gemüthes und Charakters treten in dieser Zeit in Blüthe: Begeisterung, Hingebung, Opferfreudigkeit, ein tiefer sittlicher Eern und die ernste Freude an systematischem, consequentem Denken. Es war das erste Mal, daß durch die Macht des Gedankens das Volk in allen seinen

Schichten aufgeregt, gehoben und zu gemeinsamem Wollen fortgerissen wurde. Jeder Einzelne nahm Theil an dem Streit; in der ärmsten Hütte wurden die Fragen nach der Gnade Gottes, der Vergebung der Sünden mit leidenschaftlicher Wärme durchgesprochen. Den Hirtenknaben trieb der Drang nach Wissen von seiner Herde, der reisende Händler focht am Herdfeuer der Nachtherberge für und gegen den Ablass; in der ganzen Nation zuckte es wie ein elektrisches Feuer und Luthers Worte waren Donnerschläge, welche die Fortschritte des großen Wetters bezeichnen. Seine ungeheure Popularität, größer vielleicht, als sie jemals irgend ein Deutscher besessen hat, wird nur verständlich, wenn man beherzigt, daß dieselben Zweifel und innern Kämpfe, welche er selbst durchgemacht hat, zu derselben Zeit die Herzen von Hunderttausenden bewegten und zerrissen.

Wenn aber die ersten Jahrzehnte der jungen Reformation merkwürdige Einblicke in die Seele des deutschen Volkes gewähren, so sind die zwanzig Jahre vor Ausbruch der religiösen Bewegung nicht weniger interessant. Die schnelle Popularität der classischen Sprachen, der Eifer sie zu lernen, die mächtige Veränderung, welche diese neue Wissenschaft auf die religiösen Anschauungen ausübte, das alles setzt noch zu erkennen, ist nicht ganz leicht. Solche Zustände und Stimmungen sind es vorzugsweise, welche durch Selbstbekenntnisse der Zeitgenossen verständlich werden. Bereits sind einige solche Aufzeichnungen in d. Bl. früher mitgetheilt worden; die, welche hier folgt, darf ein besonderes Interesse beanspruchen, denn der Mann, welcher sie niederschrieb, ist einer der untadligsten aus dem Kreise der Reformatoren. Friedrich Meum, lateinisch Myconius, war der Sohn ehrbarer Bürgerleute aus Lichtenfels in Oberfranken, geboren 1491. Mit dreizehn Jahren kam er auf die lateinische Schule der damals aufblühenden Bergstadt Annaberg. — Dort erlebte er, was weiter unten mit seinen Worten erzählt wird, und ging im Jahr 1510 als 19jähriger Jüngling in das Kloster. Als Prediger im Franciscanerorden wurde er einer der ersten, eifrigsten und treuesten Anhänger der wittenberger Professoren. Er trat aus dem Orden, wurde Prediger der neuen Kirche in Thüringen, endlich Pfarrer und Superintendent zu Gotha, wo er die Reformation durchsetzte und starb im Jahr 1546. Zu Luther stand er in einem eigenthümlichen Verhältniß. Er war nicht nur sein bescheidener und inniger Freund in vielen Beziehungen des Privatlebens, sondern in seinem Verhältniß zu Luther war bis zu seinem Tode eine Poesie, welche ihm das ganze Leben verklärte. In der verhängnißvollsten Zeit seines Lebens, sieben Jahre bevor Luther die Reformation begann, war ihm das Bild des großen Mannes im Traum erschienen und hatte die Zweifel seines aufgeregten Herzens beruhigt, und in der Verklärung des Traumes sah der treue, fromme Deutsche seinen großen Freund fortan zu jeder Stunde. Aber noch ein anderer Umstand macht die

Person des Erzählers für uns interessant. Wie unähnlich der sanfte, fein organisirte Mann auch seinem trotzigen Freunde sein mag, in dem Jugendleben beider ist eine auffallende Aehnlichkeit. Und manches, was aus Luthers Jugend uns unbekannt geblieben ist, findet seine Erklärung in dem, was Myconius über seine eigne Jünglingszeit erzählt. Beide waren arme Schüler einer lateinischen Schule, beide wurden durch den allgemeinen Drang nach Wissen in die damalige Gelehrtenlaufbahn hereingetrieben, beide wurden durch innere Kämpfe und jugendliche Schwärmerei in das Kloster getrieben, beide wurden Bediger des Franciscanerordens, beide fanden im Kloster nicht den Frieden, welchen sie leidenschaftlich suchten, sondern neue Zweifel, größere Kämpfe, Jahre der Qual, banger Unsicherheit. Auch manche Zufälligkeiten im Leben beider stimmen zusammen. Für beide wurde der unverschämte Tegel der Stein des Anstoßes und Aergernisses, der ihr Gemüth empörte und die ganze Richtung und Thätigkeit ihres spätern Lebens bestimmte; und beide starben in demselben Jahre, Myconius sieben Wochen nach Luther, nachdem er sechs Jahr vorher aus einer tödtlichen Krankheit durch einen Beschwörungsbrief Luthers zu neuem Leben erweckt war. \*)

Friedrich Myconius hat außer Theologischem (er hat wenig drucken lassen) auch in deutscher Sprache eine Chronik seiner Zeit geschrieben, in welcher seine eigne Thätigkeit und die Zustände Gothas am ausführlichsten und interessantesten behandelt sind; außerdem hat er Einzelnes aus seinem Leben besonders erzählt, theils lateinisch, theils deutsch, wie es ihm unter die Feder kam. Am bekanntesten und öfter gedruckt ist der Traum, welchen er in der ersten Nacht nach seinem Eintritt ins Kloster hatte. Der Apostel Paulus, welcher darin als sein Führer austrat, hatte, wie Myconius nach Jahren zu erkennen glaubte, Person, Gesicht und Stimme Luthers. Dieser lange Traum ist in lateinischer Sprache niedergeschrieben, so auch die Einleitung dazu, welche für uns lehrreicher ist, weil sie seine Stimmungen vor dem Eintritt ins Kloster mit schöner Einfachheit schildert. Von dieser Einleitung aber findet sich in einem Manuscript der G. Bibliothek zu Gotha (Chart. B. no. 153), unter andern, zum Theil ungedruckten Schriften des Myconius und seiner Zeitgenossen auch eine durch Myconius selbst gefertigte deutsche Uebersetzung. Nach dieser ist das Folgende eine sehr getreue, nur an wenigen Stellen verkürzte Uebertragung in unsre

\*) Luther schreibt im Jahr 1541: „Also begehre und bitte ich, daß mich der liebe Gott an Eurer Statt wollt lassen krank werden und mich heißen ablegen diese meine Hülle — deshalb bitte und ermahne ich Euch mit Ernst, daß Ihr sammt uns den lieben Gott wollt bitten, daß er Euch länger am Leben erhalte, zu Dienst und Besserung seiner Kirche und dem Teufel zu Spott und Verdruß — der Herr lasse michs ja nicht hören, so lange ich lebe, daß Ihr gestorben seid, sondern schaffs, daß Ihr mich überlebt. Das bitte ich mit Ernst, wills auch gewähret sein und so haben, und mein Wille soll hierinnen geschehen. Amen.“

Redweise. Das Leben des Friedrich Myconius von R. F. Ledderhose (Hamburg und Gotha 1834) ist so brauchbar, als man von einem Buch verlangen kann, welches hauptsächlich zur Erbauung und ohne Benützung der handschriftlichen Quellen geschrieben ist.

1510. „Johannes Tegel von Pirna in Meissen, ein Dominicanermönch, war ein gewaltiger Ausschreier der Indulgenzien oder des Ablasses des römischen Papstes. Er verharrete mit diesem seinem Vorhaben zwei Jahre in der dazumal neuen Stadt Annaberg und bethörte das Volk so sehr, daß sie alle glaubten, es wäre kein andrer Weg, Vergebung der Sünde und das ewige Leben zu erlangen, als die Genugthuung durch unsre Werke, von welcher Genugthuung er doch sagte, daß sie unmöglich wäre. Doch wäre noch ein einziger Weg übrig, nämlich wenn wir dieselbigen ums Geld von dem römischen Papst erkauften, uns also kauften des Papsts Indulgenz, welche er nannte Vergebung der Sünden und einen gewissen Eingang ins ewige Leben. Hier könnte ich Wunder über Wunder und unglaubliche Dinge sagen, was für Predigten ich die zwei Jahre auf dem Annaberg von dem Tegel gehört habe; denn ich hörte ihn ganz fleißig predigen, und er predigte alle Tage, ich konnte auch andern seine Predigten nachsagen, mit allen Geberden und Ausreden, nicht daß ich seiner Spott hatte, sondern es war mein großer Ernst. Denn ich hielt alles für oracula und göttliches Wort, dem man glauben müsse, und was vom Papst kam, das hielt ich, als käme es von Christo selbst.

Zuletzt, um Pfingsten im Jahre Christi 1510, dräute er, er wolle das rothe Kreuz niederlegen, und die Thür des Himmels zuschließen, und die Sonne auslöschen, und es würde nimmermehr wieder dazu kommen, daß man um so ein gering Geld Vergebung der Sünden und ewiges Leben erlangen könnte. Ja es wäre nicht zu hoffen, daß, so lange die Welt stehen würde, solche Mildigkeit des Papstes wieder hierher käme. Er vermahnte auch, daß jedermann wohl wahrnehmen sollte seiner eignen Seele Seligkeit und die seiner verstorbenen und lebendigen Freunde. Denn jetzt sei vorhanden der Tag des Heils und die angenehme Zeit. Und er sprach: es versäume ja niemand seine eigne Seligkeit, denn wenn du nicht hast des Papsts Briefe, so kannst du von vielen Sünden und casibus reservatis durch keinen Menschen absolvirt und losgesprochen werden. Es wurden öffentlich an die Kirchthüren und Mauern der Kirche gedruckte Briefe angeschlagen, darinnen geboten war, daß man, um dem deutschen Volk für seine Andacht ein Zeichen von Dank zu geben, hinfür zum Schluß die Ablassbriefe und die vollkommene Gewalt nicht so theuer wie im Anfang verkaufen sollte, und am Ende des Briefs zu unterst war dazu geschrieben: Pauperibus dentur gratis, den Armen, Unvermögenden soll man die Ablassbriefe umsonst geben, ohne Geld um Gottes willen.

Da fing ich einen Handel an mit den Commissarien dieses Ablasskrams, aber fürwahr es trieb und munterte mich hierzu auf der heilige Geist, wiewol ich selber zur Zeit nicht verstand, was ich that.

Es hatte mich mein lieber Vater in meiner Kindheit gelehrt die zehn Gebote, das Vater Unser und den christlichen Glauben, und zwang mich, daß ich immer beten mußte. Denn (er sagte) wir hätten alles allein von Gott, gratis, umsonst und er würde uns auch regieren und führen, wenn wir fleißig beteten. — Von den Indulgentien und römischem Ablass sagte er, es wären nur Nege, womit man den Einfältigen das Geld abfische und aus dem Beutel nähme, und man könnte gewiß die Vergebung der Sünden und das ewige Leben mit Geld nicht kaufen und zu Wege bringen. Aber die Priester oder Pfaffen wurden zornig und schellig, wenn man solches sagte. Diemeil ich denn in den Predigten täglich nichts Anderes hörte, denn das große Lob des Ablasses, blieb ich im Zweifel, wem ich mehr glauben sollte, meinem lieben Vater oder den Priestern als Lehrern der Kirche. Ich stund im Zweifel, aber doch glaubte ich mehr den Priestern, als meines Vaters Unterricht. Aber das Einzige ließ ich nicht zu, daß die Vergebung der Sünde nicht könnte erlangt werden, außer wenn sie mit Geld erkaufte würde, zumal von den Armen. Deshalb gefiel mir wunderwol die clausula am Ende von des Papstes Brief: *Pauperibus gratis dentur propter Deum.* —

Und als man in drei Tagen das Kreuz mit sonderlicher Herrlichkeit niederlegen und die Stufen und Leitern zum Himmel abhauen wollte, trieb mich der Geist, daß ich zu den Commissarien ging und sie um die Briefe von der Vergebung der Sünden bat „aus Gnade für die Armen“. Ich gab auch an, ich wäre ein Sünder und arm und bedürfte der Vergebung der Sünden, die aus Gnaden geschähe. Am zweiten Tage um die Besperzeit trat ich in Hans Pflücks Haus, wo der Tegel mit den Beichtvätern und Haufen von Priestern beisammen war, und habe sie mit lateinischer Sprache angeredet und gebeten, daß sie mir Armen, nach dem Befehl in des Papstes Brief wollten gestatten, zu bitten um die Absolution von allen meinen Sünden, umsonst und um Gottes willen, *etiam nullo casu reservato*, ohne Vorbehalt eines einzigen Falles, und darüber sollten sie mir *litteras testimoniales* des Papstes oder schriftlich Zeugniß geben. Da haben sich die Priester verwundert über meine lateinische Rede, denn das war in dieser Zeit ein seltenes Ding, sonderlich bei den jungen Knaben, und gingen bald aus der Stube in die Kammer, die daneben war, zu dem Herrn Commissar Tegel. Sie zeigten ihn mein Begehren an, und baten auch für mich, daß er mir umsonst die Ablassbriefe geben möchte. Endlich nach langer Berathschlagung kommen sie wieder und bringen diese Antwort: lieber Sohn, wir haben deine Bitte dem Herrn Commissario fleißig vorgetragen, und er bekennet, er wolle gern deine Bitte gewähren, aber er

könne nicht, und wenn er gleich wollte, so wäre doch diese Concession eine Nullität und nicht kräftig. Denn er hat uns angezeigt, daß klar in des Papstes Brief stehe, daß die gewiß theilhaftig würden der reichmilden Indulgentien und Schätze der Kirche und der Verdienste Christi, qui ponigerent manum adjutricem, die mit der Hand hülfsen, das ist, die da Geld gäben. Und das sagten sie mir alles mit deutschen Worten, denn es war keiner unter ihnen, der mit einem drei lateinische Worte recht hätte reden können.

Dagegen aber habe ich aufs neue gebeten und habe aus dem angeschlagenen Brief des Papstes bewiesen, daß der heilige Vater, der Papst, befohlen, man solle den Armen solche Briefe umsonst, um Gottes Willen geben und sonderlich weil dabei geschrieben wäre: *ad mandatum Domini papae proprium*, d. i. auf des Herrn Papst eignen Befehl.

Da gehen sie wieder hinein und bitten den stolzen, hochmüthigen Mönch, er möchte mir doch meine Bitte gewähren und mich mit dem Ablass von sich lassen, denn ich wäre ein sinnreicher und beredter Jüngling und werth, daß man auf mich etwas Sonderliches vor andern wendete. Aber sie kommen wieder heraus und bringen wieder die Antwort *de manu auxiliatrice*, von der helfenden Hand, die allein fähig wäre, zum heiligen Ablass. Ich aber bleibe fest und sage, daß sie mir Armen Unrecht thäten, den beide, Gott und der Papst, nicht ausschließen wollten von der Gnade, den verwürfen sie um etlicher weniger Pfennige willen, die ich nicht hätte. Da entsteht ein Streit, ich sollte doch etwas Geringes geben, damit es an der hilfreichen Hand nicht mangelte, ich sollte nur einen Groschen geben; ich sagt, ich hab ihn nicht, ich bin arm. Zuletzt kam es darauf, ich sollte nur sechs Pfennige geben, da antwortete ich wieder, ich hätte auch nicht einen einzigen Pfennig. Sie redeten mir zu und sprachen miteinander. Endlich hörte ich, daß sie wegen zwei Dingen in Sorge waren, erstlich man sollte mich in keinem Fall ohne Ablassbrief weggehen lassen, denn dies könne ein von andern angelegter Plan sein und möchte hernach ein böses Spiel daraus entstehen, dieweil in des Papstes Brief klar stünde, den Armen solle man es umsonst geben. Ferner aber, man müßte dennoch etwas von mir nehmen, damit nicht die andern hörten, die Ablassbriefe würden umsonst ausgegeben und käme hernach der ganze Hauf der Schüler und Bettler gelaufen und wollte es ein jeglicher umsonst haben. Darum hätten sie nicht sorgen brauchen, denn die armen Bettler suchten mehr das liebe Brot, um den Hunger zu vertreiben.

Nachdem sie ihren Rath gehalten haben, kommen sie wieder zu mir und gibt mir einer sechs Pfennige, daß ich sie dem Commissario geben sollte. Durch diesen Beitrag würde ich auch ein Aufbauer der Kirche St. Peters zu Rom, item ein Erwürger des Türken und würde noch theilhaftig der Gnade Christi und der Indulgentien. Aber da sagt ich frei aus Anregung des Geistes: wenn ich

Indulgentien und Ablass für Geld kaufen wollte, so könnte ich wol ein Buch verkaufen und sie um mein eigen Geld kaufen. Ich wollte sie aber umsonst, geschenkt haben, um Gottes willen oder sie würden Rechenschaft vor Gott dafür geben, daß sie meiner Seele Seligkeit versäumt und verscherzt hätten wegen sechs Pfennigen; da doch beide, Gott und der Papst wollten, daß meine Seele theilhaftig werden sollte der Vergebung aller meiner Sünden, umsonst, aus Gnade. Dies sagte ich und mußte doch fürwahr nicht, wie es mit den Ablassbriefen stünde. —

Endlich nach diesem Gespräch frugen mich die Priester, von wem ich daher geschickt sei und wer mich abgerichtet habe, solche Sachen mit ihnen zu verhandeln. Da habe ich ihnen die lautere klare Wahrheit gesagt, wie es war, daß ich von ganz und gar keinem Menschen vermahnt oder angetrieben oder durch Rathgeber dazu gebracht worden sei, sondern daß ich allein, ohne eines Menschen Rath, nur im Vertrauen und Zuversicht auf die gnädige, umsonst geschenkte Vergebung der Sünden solche Bitte angestellt hätte und ich hätte Zeit meines Lebens niemals mit solchen großen Leuten geredet oder etwas verhandelt. Denn ich war von Natur schamhaft und wenn mich nicht der große Durst nach der Gnade Gottes gezwungen hätte, so hätte ich nicht so etwas Großes gewagt und mich nicht unter solche Leute gemengt und so etwas von ihnen gebeten. Da wurden mir abermals die Ablassbriefe verheißen, aber doch so, daß ich sie um sechs Pfennige kaufte und die sollten mir für meine Person umsonst geschenkt sein. Ich aber bin darauf beständig geblieben, daß mir die Ablassbriefe von dem, der da Macht hatte, sie zu schenken, sollten umsonst geschenkt werden, wo nicht, wollte ich die Sache dem lieben Gott befehlen und anheimstellen. Und also wurde ich von ihnen entlassen.

Die heiligen Diebe wurden gleichwol traurig über diesen Handel, ich aber war zum Theil betrübt, daß ich keinen Ablassbrief bekommen hatte, zum Theil freute ich mich auch, daß trotzdem noch einer im Himmel wäre, der da wollte ohne Geld und Darlehn die Sünde dem bußfertigen Sünder vergeben, nach dem Spruch, den ich oft in der Kirche gesungen hatte: So wahr ich lebe, spricht Gott, will ich nicht den Tod des Sünders, sondern daß er bekehrt werde und lebe. Ach lieber Herr und Gott, du weißt, daß ich hier in dieser Sache nicht lüge oder etwas von mir erdichte. —

Dabei war ich also bewegt, daß ich, indem ich heimging in meine Herberge, schier von Thränen zerflossen und zerschmolzen wäre. Also komme ich in meine Herberge, gehe in meine Kammer und nehme das Crucifix, das immer auf dem Tischen in meiner Studirkammer lag und lege es auf die Bank und falle davor nieder auf die Erde. Ich kann es hier nicht beschreiben, aber damals habe ich können fühlen den Geist des Gebetes und der Gnade, den du mein Herr und Gott über mich ausgossst. Die Summa aber war diese: ich bat, daß du,

lieber Gott, wollest mein Vater sein, du wollest mir die Sünde vergeben, ich ergebe mich dir ganz und gar, du möchtest jetzt aus mir machen, was dir gefiele und weil die Priester ohne Geld mir nicht wollten gnädig sein, daß du mein gnädiger Gott und Vater sein wollest. —

Da empfand ich, daß mein ganzes Herz verwandelt war und ich hatte einen Verdruß über alle Dinge in der Welt und dachte mich, ich wäre dieses Lebens ganz satt. Eines nur begehrte ich, nämlich Gott zu leben, daß ich ihm gefallen möchte. Aber wer war damals, der mir gelehret hätte, wie ich mich dazu anstellen mußte, denn das Wort, Leben und Licht der Menschen war durch die ganze Welt begraben in tiefster Finsterniß der menschlichen Sagenen und der ganz närrischen „guten Werke“. Von Christo war es ganz stille, man wußte nichts von ihm, oder wenn seiner gedacht wurde, so ward er uns vorgestellt als ein grausamer erschrecklicher Richter, welchen kaum seine Mutter und alle Heiligen im Himmel mit blutigen Thränen versöhnen und gnädig machen konnten, doch so, daß er, Christus, den Menschen, der Buße thäte, für eine jede Todsünde sieben Jahre in die Pein des Fegefeuers hineinstieße. Es wäre die Pein des Fegefeuers von der höllischen Pein durch nichts unterschieden, als daß sie nicht sollte ewig währen. Mir aber brachte jetzt der heilige Geist die Hoffnung, daß mir Gott würde gnädig sein.

Und jetzt fing ich an und berathschlagte etliche Tage bei mir, wie ich einen andern Stand meines Lebens anfangen möchte. Denn ich sah die Sünde der Welt und des ganzen menschlichen Geschlechts, ich sah meine vielfältige Sünde, die da sehr groß war. Ich hatte auch etwas gehört von der heimlichen großen Heiligkeit und von dem reinen unschuldigen Leben der Mönche, wie sie Gott Tag und Nacht dienten, wären abgesondert von allem bösen Leben der Welt und lebten gar nüchtern, fromm und keusch, hielten Messen, sangen Psalmen, fasteten und beteten immer zu. Ich hatte auch dies scheinbare Leben gesehen, ich wußte aber und verstand nicht, daß es die höchste Abgötterei und Heuchelei war. —

Darauf zeigte ich meinen Rath dem Präceptor an, dem Magister Andreas Staffelfein, als dem obersten Regenten der Schule, der rieth mir alsbald, ich sollte mich in das Franciscaner-Kloster begeben, dessen Neubau zu der Zeit angefangen war. Und damit ich nicht durch langen Verzug anders gesinnt würde, ging er alsbald selbst mit mir hin zu den Mönchen, lobte mein Ingenium und Kopf, rühmte, daß er mich allein gehabt unter seinen Schülern, von dem er guter Zuversicht sei, ich würde ein recht gottseliger Mensch werden.

Ich wollte aber mein Vornehmen auch meinen Eltern zuvor anzeigen und ihre Bedenken darüber hören, diweil ich ein einziger Sohn war und Erbe meiner Eltern. Sie aber lehrten mich aus dem Hieronymo: ich solle Vater und Mutter liegen lassen und nicht achten und zu dem Kreuze Christi laufen.

Sie zogen auch den Spruch Christi an: Keiner, der die Hand an den Pflug legt und zurücksteht, ist tüchtig zum Reiche Gottes. Dies alles mußte drängen und gebieten, daß ich ein Mönch wurde. Ich will hier nicht reden von vielen Stricken und Banden, womit sie mein Gewissen banden und verknüpften. Denn sie sagten, ich könnte nimmermehr selig werden, wenn ich die von Gott angebotene Gnade nicht bald annehme und gebrauche. Darauf habe ich, der ich lieber hätte sterben wollen, als der Gnade Gottes und des ewigen Lebens entbehren, ihnen alsbald angelobt und zugesagt, daß ich in dreien Tagen wollte wieder ins Kloster kommen und das Jahr der Probirung anfangen, wie sie es im Kloster nennen d. i. ich wollte ein frommer, andächtiger und gottesfürchtiger Mönch werden.

Im Jahre Christi 1510, den 14. Juli um zwei Uhr Nachmittag, bin ich ins Kloster eingetreten, begleitet von meinem Präceptor und etlichen wenigen meiner Schulgesellen und etlichen gar andächtigen Matronen, denen ich zum Theil die Ursache angezeigt hatte, warum ich mich in den geistlichen Stand begeben. Und so hab ich meine Begleiter ins Kloster gesegnet, welche alle mir mit Thränen Gottes Gnade und Segen wünschten. Und also ging ich ins Kloster. Lieber Gott, du weißt, daß dies alles wahr ist. Ich suchte nicht Müßiggang oder Versorgung des Bauchs, auch nicht den Schein großer Heiligkeit, sondern ich wollte dir gefallen, dir habe ich dienen wollen.

So tappte ich die Zeit in gar großer Finsterniß.

## Die deutsche Tagespresse 1856. \*)

Aus Süddeutschland.

Als vor etwa zwei Jahren die Bundesnormen zur Verhütung des Mißbrauchs der Presse erschienen, da erklärten die beiden Großmächte des Bundes, dieselben nicht veröffentlichen zu wollen. Sie erkannten sie also nicht als maßgebend für sich an. Die Organe ihrer specifischen Politik leugneten auch nicht, daß es sich blos um verpflichtende Bestimmungen für die kleineren Bundesglieder handeln solle. Hervorgegangen in ihren Grundprincipien aus den politischen Zuständen des Jahres 1830, oder vielmehr aus der bureaukratischen Anschauung derselben, erschienen sie freilich als unmittelbare Producte des ersten heftigsten Kampfes gegen die Revolution, als directe Ergänzungen der „rettenden Thaten“. Vergebens späht man in ihren Satzungen, ob diese auch von „Pressfachmännern“ aufgestellt sind, nach der leisesten Berücksichtigung der unterdessen so veränderten Zeitumstände; noch weniger findet sich die so bedeutende innere Reform der Presse, welche diese durch sich selbst vollzog, in dem

\*) Man vergleiche den Nachtrag der Redaction.